

Originaldokument

© Verlag C.H.Beck

4

An einem Dezemberabend des Jahres 1941 waren wir alle bei den Fränkels in der Villa Jeanine.

Vater Fränkel war da, seine Frau, eine nichtjüdische Österreicherin, und ihr Sohn Georges, ein Junge von ungefähr acht Jahren, den ich Jojo nannte und mit dem ich zusammen zur Schule ging, Schnecken sammelte und manchmal unserer kleinen Nachbarin auflauerte, wenn diese hoch oben auf dem Treppengeländer schaukelte.

Frau Fränkel breitete eine weiße Tischdecke aus, legte das silberne Besteck, das merkwürdigerweise alle Wirren von Wien bis Nérís überstanden hatte, auf den Tisch und stellte die langstieligen Kristallgläser bereit, und Vater Fränkel erzählte inzwischen wie gewöhnlich Geschichten, wobei die asthmatischen Pausen seine natürliche Lebhaftigkeit wirkungsvoll unterstrichen. Dann erhob er sich, öffnete einen Schrank und nahm einen achtarmigen Leuchter heraus, den er auf die Kommode stellte. Er zündete die Kerze an, mit der alle anderen angezündet werden, und reichte sie meinem Vater, der die erste Kerze des Leuchters entzündete. Es war Chanukkah, das Lichterfest.

Frau Fränkel hatte die traditionellen *Latkes* aus Kartoffeln zubereitet, meine Mutter hatte Kohlrouladen mitgebracht, die sogar mit ein wenig echtem Gehackten gefüllt waren, und Vater Fränkel goß mit sehr viel Wasser verdünnten Wein in die Kristallgläser. Mein Vater rückte seinen Stuhl zurecht, nahm mich auf seine Knie und erzählte die Chanukkah-Geschichte.

Originaldokument

© Verlag C.H.Beck

Er erklärte mir, wie man die Juden habe zwingen wollen, ihren Glauben zu verleugnen, und wie sich daraufhin die Makkabäer gegen ihre Unterdrücker erhoben, das Joch der Tyrannei des Antiochos Epiphanes abschüttelten und Jerusalem befreiten. Er erzählte auch, als der heilige Leuchter wieder angezündet werden sollte, habe man bemerkt, daß nur noch ein einziger Krug Öl übriggeblieben war, und wie durch ein Wunder brannte der Leuchter mit dieser einen Tagesration eine ganze Woche lang, bis neues heiliges Öl in den Tempel gebracht wurde.

So wie mein Vater in seiner völligen Verwirrung hat wohl mancher Jude plötzlich irgendein winziges Element entdeckt, das ihn der gemeinsamen Vergangenheit näherbrachte, eine Geschichte aus der Kindheit, die schon lange in Vergessenheit geraten war und die er nun plötzlich mit zögernd-zaghaftem Blick durchforschte.

In Krisenzeiten wühlt man in den Tiefen der Erinnerung, um hier irgendeine Spur der Vergangenheit zu finden, nicht die Vergangenheit des ohnmächtigen, vergänglichen Individuums, sondern die Vergangenheit der Gemeinschaft, von der man sich zwar gelöst hat, die aber dennoch Fortbestand und Dauer verkörpert.

Es ist einmal gesagt worden, Jude zu sein bedeute, von Generation zu Generation eine Geschichte weiterzuerzählen, deren Umrisse im ungewissen zerfließen. Während des Krieges ein jüdisches Kind in Néris zu sein, bedeutete, die Chanukkah-Geschichte in tiefstem Schweigen und ohne irgendeine Frage anzuhören. Die gewohnten Bemerkungen und Scherze, die die wachsende Angst nicht mehr verbergen konnten, waren einer Erzählung gewichen, von der ich zwar nur die wichtigsten Fakten begriff, doch gerade die äußeren Umstände jenes Abends bewirkten, daß diese Chanukkah-Geschichte im Laufe der Jahre noch viele Fragen für mich aufwarf. Im übrigen mag das Wesentliche einer Tradition, ihre letzte Rechtfertigung durchaus darin bestehen, in dem

Originaldokument

© Verlag C.H.Beck

Moment, wo kein Ausweg, keine Zuflucht mehr erkennbar sind, Trost zu spenden, ein Stückchen Traum, einen kurzen Augenblick der Illusion herbeizuzaubern.

Im Juli 1942 begann in beiden Teilen Frankreichs die Festnahme der ausländischen Juden. Vor diesem Zeitpunkt hatten die Deutschen mit Transportschwierigkeiten zu kämpfen, da man das gesamte rollende Material für die Offensive im Osten requiriert hatte. Ende Juni jedoch konnte die Wehrmacht genügend Züge bereitstellen, so daß alle zwei Tage ein Judentransport Frankreich verließ. Der ursprüngliche Plan sah die Deportation von hunderttausend Juden vor, fünfzigtausend aus der besetzten, fünfzigtausend aus der freien Zone Frankreichs, doch eine Operation dieses Ausmaßes konnte nur mit der aktiven Unterstützung der französischen Polizei stattfinden. Die Einzelheiten der Verhandlung zwischen dem SS-Brigadeführer Oberg und dem Ministerpräsidenten der Vichy-Regierung Laval sind bekannt. Um die französischen Juden zu retten, forderte Laval, daß bei der ersten Deportationswelle nur ausländische Juden erfaßt werden sollten, und sagte seinerseits eine aktive Beteiligung der französischen Polizei bei der geplanten Operation zu; Laval schlug übrigens den Deutschen vor, auch Kinder zu deportieren.

Am 16. Juli 1942 begann in Paris die große Razzia: Ungefähr dreizehntausend ausländische Juden, darunter viertausend Kinder, wurden im Vel-d'Hiv zusammengepfercht. Schon am 20. Juli ließ Eichmann wissen, daß in den Transporten, die noch vor Ende August nach Osten abgehen sollten, genügend Platz für die Kinder sei.

Einige Tage später gingen die ersten Transporte mit Deportierten aus der freien Zone über die Demarkationslinie. Die Vichy-Regierung lieferte zunächst die schon internierten fünftausend ausländischen Juden aus, im August

Originaldokument

© Verlag C.H.Beck

wurden dann weitere siebentausend verhaftet. Tief erschreckt über diese schnelle Entwicklung, beschlossen meine Eltern, mich um jeden Preis zu verstecken. Doch welchen Ort wählten sie in ihrer Verwirrung? Ein Kinderheim in der Nähe von La Souterraine im Departement Creuse, ein jüdisches Kinderheim . . .

Pascal Delaume, der Direktor der Gemeindeschule, übernahm es, mich dorthin zu bringen. Wir fuhren zunächst mit dem Zug, dann mit dem Bus, und an einem strahlenden Augustmorgen erreichten wir ein freundliches Heim, das überall von Teichen mit blühenden Seerosen umgeben war.

Als mein Koffer untergebracht war, machten Monsieur Delaume und ich bis zur Abfahrt des Busses einen Spaziergang um die Teiche. Beide hatten wir in greifbarer Nähe die herrlichen weißen Blüten bemerkt. Der gute Monsieur Delaume wollte eine von ihnen pflücken, näherte sich vorsichtig dem Wasserrand, rutschte plötzlich aus und versank mit beiden Füßen im Schlamm. Der Vorfall nahm ohne böse Folgen und ohne Seerosen ein Ende, doch meine ich gesehen zu haben, daß unser guter Direktor, dessen schwarze, glatte Haarpracht sich plötzlich auf dem kugelförmigen Schädel verschoben hatte, eine Perücke trug.

Warum verweile ich so eingehend bei derartigen Einzelheiten? Weil Pascal Delaume, dieser ruhig-väterliche Freund, der sich zweifellos schon den Fünfzigern näherte und wegen seiner rundlichen Statur, der Perücke und seiner Ungeschicklichkeit ein wenig lächerlich wirkte, für mich zum Symbol der Rechtschaffenheit schlechthin geworden ist: Er kannte uns kaum, und die Klugheit mußte ihm auf jeden Fall gebieten, sich passiv zu verhalten. War es also nötig, gerade als die Razzien begannen, als die Polizei wachsamer war als gewöhnlich, diese Reise zu unternehmen und jeden Moment zu riskieren, in eine Kontrolle zu geraten oder sich zumindest schweren Unannehmlichkeiten auszusetzen? War es nötig, einen Schritt zu tun, während alle anderen sogar

Originaldokument

© Verlag C.H.Beck

mit Blicken geizten? Lieber Pascal Delaume, in Nérís kam ich nur bis zur Mittelstufe, ich war nicht in Ihrer Klasse, doch Sie werden mir immer ein Beispiel und ein ferner Freund bleiben.

Seltsam, wie in der Erinnerung manches wieder auflebt. Ein Sommermorgen von vollkommener Klarheit, gleichzeitig aber eine dumpfe Angst, Angst, die zwar nicht erkennbar, aber dennoch da war, die in allen Ecken lauerte.

Nach außen hin herrschte im Heim eine sorglose Ferienstimmung. Vom frühen Morgen an fanden sportliche Wettkämpfe statt. Ungefähr hundert Kinder, Jungen und Mädchen, liefen, sprangen, schwammen um die Wette oder spielten Ball. Überall nur freudiges Geschrei und Lachen.

Zum ersten Mal seit Montmorency war ich wieder unter jüdischen Kindern, doch diese hier habe ich in ganz anderer Erinnerung. Trotzdem empfand ich sofort den eindeutig jüdischen Charakter dieser Kolonie, der sich vor allem im Aussehen, den Blicken, auch Namen wie Sigi, Isi, Manek zeigte. Für mich waren das damals unbekannte Klänge, und wenn ich sie heute immer wieder höre, so muß ich unwillkürlich an jenen unvergeßlichen Augustaufenthalt zurückdenken. Doch vor allem waren da die Lieder.

So gegen fünf Uhr nachmittags, wenn die Sieger ihre Preise erhalten hatten, versammelte man sich zum gemeinsamen Kaffeetrinken in dem großen Speisesaal im Erdgeschoß. Mehrere Erzieher waren bei uns, einer von ihnen hatte ein Akkordeon. Nach dem Kaffeetrinken begann er zu spielen, und sogar ich – so fremd mir dies alles war – spürte, wieviel Sehnsucht, Schönheit, Melancholie von diesen jiddischen Liedern ausging, von jener Welt, deren Ausdruck sie waren und die in diesem Augenblick für immer unterging.

Nach wenigen Minuten schon drängte sich das gesamte Personal des Hauses in den Türen des Speisesaals, und alle sangen die Refrains oder die bekanntesten Stellen mit. Auch ich erkannte allmählich die Melodien:

Originaldokument

© Verlag C.H.Beck

Tschiri bum, bum, bum
Tschiri bum, bum, bum . . .

Das Abendessen verlief heiter, und da es für alle ein langer Tag gewesen war, gingen wir bald zu Bett.

An jenem Tag machte mich der Gedanke, meine Eltern verlassen zu haben, nicht traurig, denn ich wußte, sie waren in Nérís, und ich glaubte nicht an eine wirkliche Trennung. So schlief ich abends mühelos ein.

Heftiger Lärm weckte uns gegen zwei oder drei Uhr morgens, und in wenigen Augenblicken drängelten sich Kinder in Pyjamas im Flur der oberen Etage, wo die Schlafräume lagen. Unten in der Eingangshalle eilten behelmte Gendarmen hin und her. Draußen war Motorengeräusch zu hören: Die Fahrer der Lastwagen hatten sich gar nicht erst die Mühe gemacht, den Motor abzustellen; sie waren wohl überzeugt davon, daß alles sehr schnell gehen würde, oder aber sie waren sich der einschüchternden Wirkung dieser Geräuschkulisse bewußt.

Jemand verlas eine Namensliste: Wer aufgerufen wurde, mußte sich schnell anziehen. Alle Kinder über zehn Jahren wurden mitgenommen, und wenig später schon waren sie in zwei Reihen in der Halle aufgestellt. Am nächsten Tag, so kündeten die Gendarmen an, werde man die anderen holen.

Am folgenden Abend waren wir alle im Speisesaal versammelt: Die Großen, zu denen ich gehörte, hielten die Kleinen an der Hand. Der Junge neben mir war höchstens fünf Jahre alt; seinen Namen habe ich vergessen, doch erinnere ich mich, daß seine Nase lief, daß er schrecklich schielte und für sein Alter viel zu traurig und gefaßt aussah. Einer der Erzieher ermahnte uns, tapfer zu sein und vor allem ganz leise zu marschieren. Er fügte etwas hinzu, was mir heute noch seltsam vorkommt; er sagte nämlich, wenn wir uns im Wald versteckten, würden wir der Roten Armee

Originaldokument

© Verlag C.H.Beck

bei ihrem Kampf helfen. Vielleicht wollte er uns wenigstens für eine Nacht etwas vom Heldenmut der Partisanen einflößen, die ebenfalls im Wald schliefen, und so gleichzeitig für Ruhe und Disziplin sorgen. In diesem Moment öffnete sich die Saaltür, eine Frau trat ein, und als sie die aufbruchsbereite Kinderschar sah, schlug sie die Hände vors Gesicht und brach plötzlich zusammen.

Paarweise zogen wir los. Der Marsch verlief ohne Zwischenfälle. Kein Geräusch war zu vernehmen; ich hörte nur, wie die Kieselsteine unter unseren Füßen knirschten und wie der kleine Junge neben mir von Zeit zu Zeit die Nase hochzog. Wir gingen in den Wald hinein bis zu einer Lichtung, dort befahl man uns zu halten, da wir hier die Nacht verbringen sollten.

Ich schlief nicht. Ich war mir der Gefahr überhaupt nicht bewußt, ganz im Gegenteil: Der laue Wind, die rauschenden Bäume, die leichten Wolken, die hin und wieder die Sterne verhüllten, all dies erfüllte mich mit Wohlbehagen.

Kamen die Gendarmen wieder? Ich weiß es nicht, denn am nächsten Tag kam Frau Fränkel, und zusammen kehrten wir nach Nérís zurück.

2. August 1977

Was ist aus den Kindern von La Souterraine geworden? Bis zum heutigen Tage habe ich nicht versucht, dies in Erfahrung zu bringen.

Wir Juden errichten Mauern um unsere quälendsten Erinnerungen und um die furchterregendsten Perspektiven, sogar der detaillierte Bericht dient manchmal nur der Verdunkelung. Diese notwendigen Schutzmaßnahmen sind Teil unserer tiefen Neurose.

N. G. hat mich besucht: Sie arbeitet an einer Dissertation über »Die Todeswahrnehmung bei Kindern aus der

Originaldokument

© Verlag C.H.Beck

Schweiz und aus Israel«. Hunderten von Kindern beider Länder zeigt sie eine Reihe von Bildern und fordert sie auf, diese zu deuten und zu kommentieren. So zum Beispiel die beiden folgenden Bilder: Tiere mit erschreckten Augen fliehen vor riesigen Flammen; ein Friedhof mit Gräbern, die keinerlei religiöses Zeichen tragen. Das Schweizer Kind erkennt auf dem ersten Bild eine tödliche Gefahr und auf dem zweiten einen Friedhof, das israelische Kind behauptet, meistens, die Tiere würden spielen und das andere Bild zeige einen Park . . .

Ich war in Jerusalem, als dort die Gedächtnisfeierlichkeiten zum fünfundzwanzigsten Jahrestag des Aufstands vom Warschauer Ghetto stattfanden. Abends hörten wir eine Radiosendung über das einstige Leben im Ghetto. Einer der Entkommenen erzählte folgende Szene: Es ist Nacht. Draußen ist Sperrstunde. Die Straßen sind leer. Im Schein einer Petroleumlampe sitzt er in einem Zimmer und betrachtet ein Stück Brot. Wird er es sofort essen oder für morgen aufheben? Plötzlich vernimmt er einen langgezogenen, doch unverständlichen Ruf, der aus der einsamen Straße zu ihm heraufdringt. Er beugt sich aus dem Fenster. Der Ruf ertönt von neuem. Zunächst kann er nichts erkennen, dann sieht er eine Gestalt, die mühsam näherkommt: ein Kind. Und das Kind stößt einen immer schwächer werdenden Schrei aus: »A Stikl Broit«, ein Stück Brot! Nun ist es unter dem Fenster des Erzählers; da entschließt sich dieser: er nimmt das Stück Brot, über das er so lange und begehrllich nachgedacht hat, beugt sich aus dem Fenster, ruft das Kind und wirft ihm das Brot zu. Das Kind liegt auf dem Pflaster, das Brot fällt neben ihm zu Boden; das Kind rührt sich nicht. »Streck die Hand aus, da nach rechts!« Das Kind rührt sich immer noch nicht. »Sieh doch, heb den Kopf, neben dir liegt Brot!« Das Kind bewegt sich nicht. Der Monolog dauert noch einige Sekunden, und plötzlich hat der Erzähler begriffen: das Kind ist tot.

Originaldokument

© Verlag C.H.Beck

Die Erzählung hatte uns bewegt. Am nächsten Tag sprachen wir mit diesem und jenem darüber. Jeder hatte sie gehört, kommentarlos.

»Ist es denn möglich«, sagt Hagith, »daß der Erzähler fünfundzwanzig Jahre danach immer noch nicht begriffen hat, was er hätte tun sollen? Und das seltsamste daran ist wohl, daß niemand von all jenen, die hier in Israel diese Geschichte gehört haben, dies begriffen hat.«

»Was willst du damit sagen?«

»Ja siehst du es denn auch nicht? Statt das Brot hinunterzuwerfen und dann vom Fenster aus Anweisungen zu geben, hätte der Erzähler hinunterlaufen müssen, die Tür öffnen und das Kind in seine Arme nehmen . . .«

Wenige Tage nach meiner Rückkehr nach Nérís spielte sich jene letzte Szene unseres gemeinsamen Lebens ab, die mir im Gedächtnis geblieben ist. Alle drei waren wir im selben Zimmer, es war dunkel, und aus irgendeinem Grund brannte nur eine Nachttischlampe. Meine Mutter packte die Koffer: einen, den ich mitnehmen sollte, zwei oder drei für meine Eltern; alles andere, was wir von Prag mitgebracht hatten, sollte bei Freunden deponiert werden. Dieses Mal ließ mein Vater seine Bücher zurück (bis auf eins – ich weiß nicht mehr welches), ebenso viele Kleidungsstücke, die mir alle vertraut waren. Damals konnte ich nicht ahnen, daß ich nach dem Krieg dieselben nur ein wenig geänderten Sachen tragen sollte. Ich muß wohl ziemlich grotesk darin ausgesehen haben, wie das so ist, wenn Jugendliche bestimmte Kleidungsstücke von Erwachsenen tragen, die inzwischen völlig aus der Mode gekommen sind. Doch das war gut so: Diese dem Zufall überlassenen Kleidungsstücke, die durch Zufall wiedergefunden und dann von neuem getragen wurden, wurden zum äußeren Zeichen einer Kontinuität, die eben einer grotesken Seite nicht entbehrte.

Originaldokument

© Verlag C.H.Beck

Meine Mutter legte sorgfältig Hemden und Anzüge zusammen. Heute scheinen mir diese drei verschiedenen Kleiderstapel das endgültige Auseinanderbrechen unserer Familie zu symbolisieren, doch zum Symbol werden die toten Gegenstände immer erst dann, wenn die Ereignisse längst vergangen sind.

Ich erinnere mich, daß mein Vater sagt: »Meltzer hat im Radio gehört, daß die Deutschen in Stalingrad eingedrungen sind.« Meine Mutter hielt mit ihrer Arbeit inne und setzte sich auf das Bett: Ich ging zu ihr. Alle drei betrachteten wir die offenen Koffer, und das glänzende Leder, die unzerbrechlichen Beschläge und das stolze Monogramm »J.F.« schienen eine ironische Erinnerung an die Vergangenheit zu sein.

Am selben Tag noch, an dem ich nach La Southeraine abgereist war, hatte meine Mutter an Madame M. de L. geschrieben:

»In meiner großen Not und Verzweiflung wende ich mich heute an Sie, denn ich weiß durch meinen Mann, daß Sie Mitleid mit uns haben und Verständnis für unser trauriges Schicksal.

Durch eine große Gnade Gottes gelang es uns, unseren Buben, wenigstens für den Moment, zu retten . . . Ich möchte ihn dort nicht lassen, denn man kann heute zu einer jüdischen Institution kein Vertrauen mehr haben.

Meine große, innige Bitte an Sie, gnädige Frau, ist nun, sich unseres Kindes anzunehmen und ihm, bis zum Ende dieses furchtbaren Krieges, Ihre Patronage angedeihen zu lassen. Wie er am besten zu schützen ist, weiß ich nicht, habe aber vollstes Vertrauen zu Ihrer Klugheit und Güte.

Meines Mannes und mein Schicksal liegt nur mehr in Gottes Händen. Wenn Er will, daß wir durchkommen, so werden wir das Ende dieser grauenhaften Zeit erleben.

Originaldokument

© Verlag C.H.Beck

Wenn wir zugrundegehen müssen, so haben wir das eine große Glück, unser geliebtes Kind gerettet zu wissen.

Der Junge ist sehr reichlich versorgt mit Kleidern, Wäsche und Schuhen, und auch Geld ist genug für ihn da. Ich werde alles bei Ihnen deponieren, wenn Sie die unbeschreibliche Güte haben, mir ›ja‹ zu sagen.

. . . Legal können wir nicht mehr existieren . . .«

Der Brief war auf zwei verschieden große Blatt Papier und streckenweise ziemlich undeutlich geschrieben, und meine Mutter hatte zum Schluß noch hinzugefügt:

»Bitte verzeihen Sie die Form dieses Briefes, meine Hände gehorchen mir nicht mehr.«

Abbé Bonnet*, ein alter Pfarrer mit bürstenartig kurz geschnittenen, weißen Haaren, die fast blinden Augen hinter riesigen Brillengläsern versteckt, holte mich in Nérís ab. Dort, wo dieser gutmütige und liebenswürdige Mann mich hinführte, lernte ich eine völlig neue, streng katholische Welt kennen, ein fast royalistisches, leidenschaftlich petainistisches, traditionsgemäß antisemitisches Frankreich, die Welt der Sodalitäts-Damen, die eine Seele retten wollten, sich aber auch ernsten Gefahren aussetzten, da es die Seele eines jüdischen Kindes war.

Erstaunlich, wie das Gedächtnis funktioniert: Das Unerträgliche wird ausgelöscht, oder es versinkt vielmehr, das Alltägliche tritt in den Vordergrund. Nur eine einzige klare Erinnerung ist mir von diesem ersten Moment des Übergangs in eine neue Welt geblieben: die Häßlichkeit der Stadt, die Trostlosigkeit dieser Industriezone mitten im Bourbonnais, Montluçon genannt. Und dazu noch die Erinnerung an schönes Wetter. Einer Stadt wie Montluçon ent-

* Alle Namen, die im Zusammenhang mit meinem Aufenthalt in Montluçon, im Departement Indre und in Schweden genannt werden, sind erfunden.

Originaldokument

© Verlag C.H.Beck

strömt bei Sonnenschein eine ganz besondere Traurigkeit. Manche Gegensätze lösen heftige Gefühle aus; dieser hier rief in mir ein vages Angstgefühl hervor. Doch sicher hat sich hier nur die erste Erinnerung an eine normal häßliche Stadt mit der Angst vor der Trennung verbunden.

Als ich das Tor von Saint-Béranger, dem Internat der Sodalität, durchschritt, wo ich nun künftig leben sollte, wurde ich ein anderer: Ich hieß nun Paul-Henri Ferland – ein Name von zweifelsfreier Herkunft, dem bei meiner Taufe außerdem noch Marie hinzugefügt wurde; alles sollte wohl besonders echt erscheinen, oder aber man wollte den Schutz der Jungfrau für mich erleben, jener himmlischen Mutter, die sicher ist vor allen Stürmen und weniger verletzlich als die irdische Mutter, die in diesem Augenblick schon vom Strudel mitgerissen wurde.

Wenn ein Erwachsener konvertiert, so kann dies eine rein formelle Angelegenheit sein, und dies kam während des Krieges häufig vor, oder aber es ist eine freiwillige Entscheidung, der eine geistig-seelische Entwicklung vorausgegangen ist; nichts verschwindet, aber alles wandelt sich: Die neue Identität läßt dann die frühere Existenz als eine Vorform oder Vorbereitung der neuen erscheinen. Die Abkehr von der Vergangenheit, die man von mir verlangte, war weder eine reine Formangelegenheit – denn mein Vater hatte nicht nur meiner Konversion zugestimmt, sondern sich auch bereit erklärt, mich katholisch zu erziehen, wenn das Leben wieder seinen normalen Lauf nehmen sollte – und schon gar nicht das Ergebnis einer geistig-seelischen Entwicklung. Meine ersten zehn Lebensjahre, die Erinnerungen an meine Kindheit mußten verschwinden, denn zwischen dem, was ich gewesen war, und dem, was ich werden sollte, war keine Synthese möglich.

Für die Direktorin von Saint-Béranger hatte mein Vater folgenden Brief verfaßt: »Mit großer Freude habe ich von Madame M. de L. erfahren, daß Sie bereit sind,

Originaldokument

© Verlag C.H.Beck

meinen einzigen Sohn bei sich aufzunehmen . . . und ihn im katholischen Glauben zu erziehen.

Voll Dankbarkeit gebe ich meine Einwilligung und die formelle Zustimmung zu seiner Taufe. Wir, meine Frau und ich, versprechen Ihnen, in Ihrem Sinne weiterzuwirken, sobald der Wille Gottes und die äußeren Umstände es uns erlauben, selbst wieder über seine Erziehung zu wachen.«

Ich verstehe den Brief meines Vaters: Hätte ich in jener Lage, angesichts jener Tragödie nicht dasselbe geschrieben, ebenfalls meine Zustimmung gegeben, dieselben Versprechungen gemacht? Ich habe nie erfahren, ob man diese Versprechungen ausdrücklich verlangt hatte; gut möglich. In diesem Punkt waren meine Eltern mit sich im reinen, denn von nun an gab es für sie nur noch ein Ziel, nur noch einen Imperativ: die Rettung ihres Kindes. Und angesichts so großer Verzweiflung sage ich mir: Es war ein Glück, nicht nur für mich, sondern für sie, daß keine religiöse Fessel sie hinderte, daß sie diesen Schritt taten, ohne von Zweifeln oder Schuldgefühlen geplagt zu werden. Doch was hätte ein religiöser Jude in einer so furchtbaren Zwangslage getan?

Am Tage nach meiner Ankunft wurde ich ernst und feierlich von der Direktorin Madame Dutour empfangen: »Mein lieber Junge, deine Eltern haben dich uns anvertraut. Du mußt tüchtig arbeiten und schnell den Katechismus lernen, damit der kleine Jesus dich bald zu den Seinen zählen kann. Hier ist ein Blatt mit dem *Vater Unser* und *Gegrüßet seist du Maria*; du wirst mir beides morgen aufsagen. Madame Chapuis wird dich auf die Taufe vorbereiten, und sie wird auch deinen Stundenplan festlegen. Geh also schnell zu ihr und vergiß nicht, deine Gebete zu lernen.«

Unterdessen suchten meine Eltern verzweifelt nach einem Versteck. Mein Vater, dessen Geschwür sich zusehends verschlimmerte, wurde ins Krankenhaus in Montluçon auf-

Originaldokument

© Verlag C.H.Beck

genommen. In ihrem Brief an Madame M. de L. hatte meine Mutter noch geschrieben:

»... Für meinen Mann, wenn man ihn eine Weile im Krankenhaus läßt, muß ich eine Unterkunft haben, bis er kommt und auch für mich... Hier, wo ich jetzt bin, kann ich nur mehr wenige Tage bleiben. Ich glaube, das richtige wäre eine Ferme in der Umgebung von Nérís. Es müßten natürlich verlässliche Menschen sein und andererseits besser arme Leute, denen man materiell für ihren Dienst etwas bieten kann. Die Umgebung von Nérís ist deshalb wichtig, weil ich in Nérís Freunde habe, die mir die nötigen Lebensmittel liefern würden... Ich weiß nicht, wie ich allen Menschen danken soll, die uns in unserer großen Not helfen. Es ist ein solcher enormer Trost für uns, soviel Güte und Hilfsbereitschaft bei unseren Freunden zu finden...«

Meine Mutter fand keinen Bauernhof in der Umgebung von Nérís. Man erlaubte ihr, einige Tage bei meinem Vater im Krankenhaus zu bleiben, doch dann sollten sie es beide verlassen. Das Netz zog sich zusammen; es gab nur noch eine Chance: über die Grenze zu gehen und in die Schweiz zu fliehen. Und auf diesem gefährlichen Weg konnte ich sie nicht begleiten. Das Risiko war zu groß. Selbst in Montluçon war ich womöglich nicht mehr sicher genug. Am 3. September schrieb mein Vater an unsere Beschützerin:

»Ich habe gestern erfahren, daß die Direktorin des Instituts die Absicht hat, Paul dort zu behalten, damit er eine Mittelschulbildung erhält; er soll jetzt schon für die höhere Schule vorbereitet werden. Ich bin der Direktion dankbar dafür, doch angesichts der derzeitigen Umstände habe ich nicht den Ehrgeiz, aus Paul einen Gymnasiasten zu machen. Sicher werden Sie verstehen, daß wir uns an die Hoffnung klammern, unser Kind in einem eher ländlichen Milieu aufwachsen zu sehen, wo vor allem Wert auf die physische Entwicklung gelegt wird. Er findet da vielleicht weniger Wissenschaft, doch wahrschein-

Originaldokument

© Verlag C.H.Beck

lich mehr von jener weiblichen Zärtlichkeit, die er jetzt so dringend braucht. Und er wird sicher auch dort Gelegenheit haben, sich auf das Abgangszeugnis vorzubereiten. Aus diesen Gründen waren wir froh, daß Sie das Heim im Département Indre als künftige Bleibe für ihn bestimmt hatten, und wir bitten Sie daher inständigst, bei der Direktion in Montluçon darauf zu dringen, daß Paul so bald wie möglich in das andere Heim gebracht wird. Unser armer Junge hat in diesen letzten Tagen sehr gelitten. Die friedliche Landschaft und eine ruhige, liebevolle Umgebung werden eine beruhigende Wirkung auf ihn haben und seiner kindlichen Seele helfen, alles zu vergessen. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie glücklich ich wäre, wenn ich mit Ihnen sprechen und Ihre Meinung hören könnte. Doch ich weiß, daß Sie kurz vor der Abreise stehen, und wer weiß, was aus uns geworden ist, wenn Sie zurückkommen. . .«

»Unser Junge hat in diesen letzten Tagen sehr gelitten«, schrieb mein Vater. Das stimmte. Wenn ich mich auch an die Ankunft in Montluçon nur noch undeutlich erinnere, so haben sich doch die ersten Tage in Saint-Béranger tief in mein Gedächtnis eingegraben.

Die Zöglinge von Saint-Béranger wurden in einem selbst für die damalige Zeit äußerst strengen Katholizismus erzogen und stark dazu ermuntert, Priester zu werden. Ich erinnere mich, daß ich in diesem fremdartigen, neuen Milieu in der ersten Zeit völlig verzweifelt war.

Da ich noch ein kleiner Heide war, wurden meine Kontakte mit den anderen Kindern zunächst auf ein Minimum beschränkt. Im übrigen war es schon aus Gründen der Klugheit besser, mich abzusondern, um mich vor der feindlichen Haltung einiger meiner neuen Kameraden – vor allem vor dem Lothringer Gilbert – zu schützen. Kurz und gut, ich machte noch einmal die gleichen Erfahrungen wie in Montmorency, doch dieses Mal ganz im normalen Sinn der Geschichte.

Originaldokument

© Verlag C.H.Beck

Ich wurde im Katechismus unterwiesen, sonst tat ich fast nichts. Und da ich im Arbeitssaal noch keinen festen Platz hatte, verbrachte ich einen großen Teil des Tages im Besuchszimmer. Hier in diesem kleinen, fast immer leeren Zimmer stand ich stundenlang am Fenster und starrte auf die von einigen Pflanzen umrahmte Terrasse und hinunter auf den staubigen Hof; als es eines Nachmittags regnete, war das eine Ablenkung, ja eine Erleichterung.

Neben unserem Haus in Nérís hatte ein kleiner Schuppen gestanden, in dem die Fahrräder untergebracht waren. Dort hockte ich gern und sah in den Regen. An einem Nachmittag kam meine Mutter, die gerade von irgendeiner Arbeit nach Hause zurückkehrte, zu mir in den Schuppen. Wir saßen auf einem dicken Dunlop-Autoreifen, der dort zufällig herumlag und sicher aus der Fabrik in Montluçon stammte, und zusammen schauten wir auf den grauen Vorhang draußen und hörten dem sanft plätschernden Regen zu. Meine Mutter hatte ihren Korb mit irgendwelchen Einkäufen neben sich gestellt, und in der Hand hielt sie ein ganz feuchtes Platanenblatt. Es war schon herbstlich gerötet und vergoldet, und ich würde es trocknen und in einem Buch pressen können . . . In Montluçon war es nach wenigen Stunden wieder schön.

Alles erstickte mich: die strenge Disziplin, die ewigen Gebete, von denen ich kein Wort verstand, der trostlose Anblick des düsteren Gebäudes und schließlich das Essen, vor dem ich mich ekelte. Ich weiß nicht warum, aber ich bildete mir ein, das gummiartige Fleisch, das man uns am Tage nach meiner Ankunft vorgesetzt hatte, sei Katzenfleisch gewesen.

Dieses »Katzenfleisch« und die allgemeine Verwirrung, in der ich mich befand, hatten etwas höchst Klägliches zur Folge, was dem allen einen grotesken Anstrich gab und mein Unglück nur noch vergrößerte. In der zweiten Nacht in Saint-Béranger bekam ich einen fürchterlichen Durchfall, ich glaube, ich bin wohl gut zwanzigmal aufgestanden. Am

Originaldokument

© Verlag C.H.Beck

nächsten Morgen wurden wir alle auf Diät gesetzt, denn man konnte sich einfach nicht vorstellen, daß ein Kind allein an dieser nächtlichen Lauferei schuld sein sollte. Auf Anhieb errang ich eine zweifelhafte Berühmtheit.

Doch alles, was mit mir geschah, drang nur wie durch einen Filter zu mir; ein einziger Gedanke, eine einzige Sehnsucht, ein einziger heftiger Wunsch beherrschte meine gesamte zehnjährige Existenz: Ich mußte unbedingt zu meinen Eltern! Weit mehr als Verzweiflung oder Heimweh, war dies gewissermaßen ein physisches Bedürfnis, dem sich nichts in den Weg stellen konnte. Nach La Souterraine war ich ohne Traurigkeit gegangen, doch nun fühlte ich mit dem unerklärlichen Instinkt des Kindes, daß diese Trennung womöglich endgültig sein würde, wenn es mir nicht gelänge, zu meinem Vater und meiner Mutter zurückzukehren, ehe diese das Krankenhaus in Montluçon verließen.

Ich beschloß zu fliehen.

In der Pförtnerloge, die ihr Bruder betreute, unterwies mich Madame Chapuis im Katechismus. Ich konnte also in aller Ruhe den kleinen Eingangshof von Saint-Béranger und das Tor, das auf die Straße führte, beobachten, doch andererseits flößte mir die Person des Bruders Chapuis Angst ein. Ich war überzeugt davon, daß dieser einäugige und hinkende Zerberus, der im übrigen der sanfteste und harmloseste Mensch von der Welt war, meine Pläne durchschaut hatte und mir im letzten Moment eine Falle stellen würde. Verfolgt von den hinkenden Schritten des Zyklopen, fuhr ich nachts im Schlaf auf, und beim Katechismus-Unterricht verschwand die Apostolische Römisch-Katholische Kirche in nebelhafter Ferne, sobald mich das blinde und entstellte Auge des Pförtners traf.

Trotz meiner Angst setzte ich mich am frühen Nachmittag des ersten Sonntags in Saint-Béranger, als alles ruhiger als gewöhnlich war, auf die Bank im Eingangshof und wartete mit möglichst unbeteiligter Miene darauf, daß Cha-

Originaldokument

© Verlag C.H.Beck

puis die Pförtnerloge verließ. Gegen drei Uhr ging er. Ich flitzte zum Tor, öffnete es einen Spalt, und draußen war ich.

Die Flucht war mir geglückt, doch wo war das Krankenhaus? Ein zehnjähriges Kind findet schon den Weg, es fragt sich durch. Vielleicht waren die Leute, die ich ansprach, ein wenig erstaunt, daß ein so kleiner Junge so schnell und ganz allein zum Krankenhaus rannte. Aber wunderte man sich damals überhaupt noch über irgend etwas?

Bei der Auskunft fragte ich nach dem Zimmer meiner Eltern. Man wies mir den Weg. Bis zum heutigen Tag kann ich immer noch nicht begreifen, warum sich meine Eltern unter ihrem eigenen Namen versteckten. Oder sollte ich ihren Decknamen völlig vergessen haben? Und außerdem, wie hätte ich ihn wissen sollen?

Ich stieg in den vierten Stock, öffnete die Tür und warf mich meiner Mutter in die Arme.

Es gibt Erinnerungen, die man mit niemandem teilen kann, so groß ist der Unterschied zwischen dem, was sie uns selbst bedeuten, und dem, was andere darin sehen könnten. Sicher waren es ganz alltägliche Worte, die in diesem Krankenzimmer gewechselt wurden: flehende Bitten eines Kindes und Versprechungen der Erwachsenen.

Ich saß auf dem Schoß meiner Mutter und hatte die Arme um ihren Hals gelegt. Ich weinte. Alles in diesem Zimmer war weiß, von jener kalkweißen Farbe der Krankenhäuser. Mehrere Betten standen im Zimmer, doch im Moment, als ich kam, waren sie leer. Das Zimmer ging auf einen Balkon, der um den ganzen Stock herum lief und die einzelnen Zimmer miteinander verband. Von dort kam mein Vater zu uns herein.

In dem allgemeinen Weiß ringsherum hoben sich die Geranientöpfe am Balkongeländer als rote Flecken ab. Auf unserem Fensterbrett in Nérís hatten wir ebenfalls Geranien gehabt. Meine Mutter und ich pflegten sie. Wir gossen sie liebevoll und vorsichtig. Wenn der Winter kam, hieß es,

Originaldokument

© Verlag C.H.Beck

sich vor den Frösten in acht zu nehmen, doch welche Freude, wenn sich die ersten Knospen öffneten!

Auf dem Balkon standen Liegestühle und ein kleiner Tisch, auf dem nichts als Briefpapier, ein Tintenfaß und ein Federhalter zu sehen waren: kein Wollknäuel, keine Stricknadeln. In Nérís hatte meine Mutter abends immer gestrickt. Sie hatte mir einen Pullover, einen Schal und Fausthandschuhe gestrickt, denn – sagte ich es schon? – im Winter war es sehr kalt, und alle Kinder hatten Frostbeulen. Seitdem der Krieg zu Ende ist, scheint es seltsamerweise keine Frostbeulen mehr zu geben. Ich weiß nicht, wie meine Mutter zu der Wolle gekommen war, auf jeden Fall war der Pullover, den sie mir strickte – und den ich nach Montluçon mitnahm – weiß mit roten Querstreifen; auch die Handschuhe waren buntgestreift. Alles sollte hübsch aussehen, so wollte es meine Mutter.

Mein Vater war an jenem Tag noch bleicher als sonst, er war schlecht rasiert und ging ständig auf und ab. Obgleich es sehr mild war, trug er eine hellbraune Wolljacke mit einer schmalen blauen Borte am Ärmelaufschlag. Ein Arzt trat ein und ging mit meinem Vater auf den Balkon. Ich sah, wie mein Vater den Kopf schüttelte; der Arzt ging, und mein Vater kam ins Zimmer zurück.

Im Flur und auch auf dem Balkon, vor den Nachbarzimmern, waren Stimmen zu hören. Besuchszeit. Hin und wieder lachte jemand. Langsam wurde es dämmerig.

Mein Vater und meine Mutter sprachen beide abwechselnd. Immer wieder versicherten sie mir, daß unsere Trennung nur kurz sein werde. In der Zwischenzeit war es absolut erforderlich, daß ich nach Saint-Béranger zurückkehrte. Nein, ich durfte sie nicht begleiten: warum, konnten sie mir nicht erklären, doch war es besser so. Bald würden wir wieder zusammen sein. Außerdem werde der Krieg bald zu Ende sein, und wir würden nach Prag zurückkehren; dann könnten uns alle . . . Und meine Mutter gebrauchte einen

Originaldokument

© Verlag C.H.Beck

ziemlich vulgären tschechischen Ausdruck, wohl um uns alle ein wenig aufzuheitern und um mir zu zeigen, daß überhaupt kein Grund war, traurig zu sein.

Ich spürte sehr wohl, daß sich hinter diesen Worten Angst verbarg: Meine Eltern sprachen mit der ganzen Überzeugungskraft derer auf mich ein, die wissen, daß man ihnen nicht glaubt. In diesem Moment klopfte es.

Man hatte in Saint-Béranger angerufen: Kurz darauf, glaube ich, kamen Madame Chapuis und Madame Robert. Ich mußte gehen. Meine Mutter schloß mich in die Arme, doch mein Vater war es, der mir – ohne es zu wollen – zu verstehen gab, was diese Trennung in Wirklichkeit bedeutete: Er preßte mich an sich und küßte mich. Es war das erste Mal, daß mich dieser so schüchterne Vater küßte. Bisher war noch nichts endgültig; andere Eltern hatten das Risiko auf sich genommen, ihre Kinder mitzunehmen. Meine Eltern hatten mich in Sicherheit gebracht, doch ich war geflohen, ich war zu ihnen geeilt, da ich die Trennung nicht ertrug. Konnte man mich ihnen ein zweites Mal entreißen? Ich klammerte mich an die Gitterstäbe des Bettes. Wie brachten es meine Eltern fertig, meine Hände zu lösen, ohne vor mir in Tränen auszubrechen?

Die Katastrophe und die Zeit haben alles hinweggespült. Was mein Vater und meine Mutter in jenem Moment empfanden, ist mit ihnen verschwunden; was ich fühlte, geriet in Vergessenheit, und von diesem ungeheuren Schmerz ist nur ein Bild in meiner Erinnerung geblieben: Im sanften Herbstlicht geht ein Kind zwischen zwei schwarzgekleideten Nonnen die Rue de la Garde hinunter, die es kurz zuvor in entgegengesetzter Richtung entlanggeilt ist.

Wenige Tage später verließen meine Eltern Montluçon. In Lyon schlossen sie sich einer Gruppe an, um gemeinsam über die Schweizer Grenze zu gehen. Sie versuchten ihr Glück in

Originaldokument

© Verlag C.H.Beck

der Gegend von Saint-Gingolph. Die Schweizer Polizei wies sie zurück und lieferte sie an die Franzosen aus.

Am 30. September, dem Tag ihrer Festnahme, konnten meine Eltern einen Brief an Madame M. de L. schicken:

»Wir haben nach einer sehr anstrengenden Reise die Schweiz erreicht und wurden abgeschoben. Man hatte uns nicht richtig informiert . . .«

Man hatte uns nicht richtig informiert . . .

Vor einigen Monaten bin ich zum ersten Mal nach Saint-Gingolph gefahren. Ich sah gleich, daß meine Eltern nicht dort versucht hatten, die Grenze zu überqueren, doch wurden sie dann dorthin zurückgebracht. Auf der Landkarte fand ich einen Ort, acht Kilometer von Saint-Gingolph entfernt, in den Bergen: das Dorf Novel. Ich fuhr hin. Ein Einwohner bestätigte mir: Im Herbst 1942 hätte eine jüdische Gruppen versucht, oberhalb von Novel die Grenze zu überqueren. Im Hotel Grammont könne ich außerdem eine Akte und einen genauen Bericht darüber finden.

Ich ging ins Hotel; der Besitzer gab mir die Akte. Ich setzte mich auf die Terrasse. Kein Wölkchen am Himmel, ringsherum Wälder; rechts die Felsen des Grammont-Berges; einige hundert Meter vor mir das Tal der Morge: die Grenze! Ich schlug die Akte auf:

»Novel, Erinnerungen, Rückblicke (1973).« Und auf der folgenden Seite: »Alptraumhafter Aufenthalt. Vom 27. September bis 6. Oktober 1942.« Der Bericht einer Augenzeugin, einer Madame Francken, damals Einwohnerin von Novel. Der Brief meiner Eltern war vom 30. September. Madame Francken hatte alles gesehen, und auf diesen zehn Seiten berichtete sie darüber. Der Bericht schloß mit folgenden Worten:

». . . Wir haben nie erfahren, was aus diesen beiden geworden ist! Da sie noch jung waren (es waren zwei tschechische Juden, Bruder und Schwester), wurden sie sicher zurückgewiesen. Sergeant Arretaz von Saint-Gingolph tat

Originaldokument

© Verlag C.H.Beck

dies im übrigen mit sadistischer Freude und brachte es so zu trauriger Berühmtheit, während sein Kollege (der Zollbeamte) sich versteckt hielt, um nicht den grausamen Anblick all derer ertragen zu müssen, die direkt an der Grenze der Miliz ausgeliefert wurden. Zwei dieser unglücklichen Menschen haben sich am selben Tag auf der Brücke die Pulsadern aufgeschnitten, und eine Frau (wir haben gesehen, wie sie auf der Haut de Morge verfolgt wurde) hat sich aus dem Fenster ihres im dritten Stock gelegenen Hotelzimmers in Saint-Gingolph gestürzt . . .«

Im weiteren Verlauf ihres Berichts schreibt Madame Francken:

» . . . die Schweiz nimmt Alte, Kranke, Familien mit Kindern auf. Alle anderen werden an der Grenze den Soldaten ausgeliefert!«

Wenn ich meine Eltern begleitet hätte, wären wir dann alle hinübergekommen?

Hier der vollständige Wortlaut des Briefes vom 30. September: »Wir haben nach einer sehr anstrengenden Reise die Schweiz erreicht und wurden abgeschoben. Man hatte uns nicht richtig informiert. Wir erwarten nun unsere Überführung ins Lager von Rivesaltes, wo man in der Ihnen wohl bekannten Art und Weise über unser Schicksal entscheiden wird. Wir haben keine Worte, um Ihnen unser Elend und unsere Verzweiflung zu beschreiben. Außerdem haben wir kein Gepäck mehr. Können Sie sich unseren physischen und psychischen Zustand vorstellen? . . . Vielleicht könnte uns eine Intervention in Vichy das Schlimmste ersparen. Es ist nicht das Lager, vor dem wir uns fürchten. Sie wissen das. Wir bitten Sie inständigst, uns zu helfen, wenn Sie nur die geringste Möglichkeit dazu haben. Handeln Sie schnell. Man wird sicher in Vichy eine Lösung finden, die für uns weniger katastrophale Folgen hätte. Vergessen Sie den Kleinen nicht!«

Dann am 3. Oktober kam ein Telegramm aus dem

Originaldokument

© Verlag C.H.Beck

Lager in Rivesaltes: »Ohne Intervention Innenministerium baldige Abfahrt unvermeidlich. In Freundschaft, Jan Friedländer, 3548 Rivesaltes, Block K.«

Am 5. Oktober schließlich kam der letzte Brief; sie hatten ihn vom Zug aus den Quäkern zugeworfen, die in den Bahnhöfen die Durchfahrt der Deportierten-Transporte erwarteten. Die ersten Zeilen sind mit Tinte geschrieben, die nächsten dann mit fast leerer Feder und hinterher mit Bleistift nachgezogen:

»Madame, ich schreibe Ihnen aus dem Zug, der uns nach Deutschland bringt. Im letzten Moment habe ich einem Vertreter der Quäker 6000 Francs und ein Armband mit Anhängern und einer Dame ein Briefmarkenalbum zur Weitersendung an Sie übergeben. Heben Sie alles für den Kleinen auf und nehmen Sie zum letzten Mal unseren unendlichen Dank und die herzlichsten Wünsche für Sie und Ihre ganze Familie entgegen. Lassen Sie den Jungen nicht im Stich! Gott möge Ihnen alles vergelten und Sie und Ihre ganze Familie segnen! Elli und Jan Friedländer.«

Um welchen Gott handelte es sich?